

Lady Dianas Geheimnis.

Von Fl. Marrey. Autorisierte Uebersetzung von M. Walter.

(Fortsetzung.)

Lily mit zärtlicher Liebkosung neben sich auf den Diwan ziehend, begann Lady Bulwarren freundlich: „Mein liebes Kind, ich habe Dich heute morgen nur flüchtig gesehen. Du weißt nicht, wie sehr mir der Anblick Deines lieben Gesichtchens fehlt und wie eifersüchtig ich bin, wenn Du Fremden Deine Gesellschaft widmest.“

„Aber ich war nur mit Miß Paget im Musikzimmer.“

„Einerlei -- Du warst nicht hier. Und ich liebe Dich doch so sehr, meine kleine Lily.“

„O, ich weiß, wie gut Du immer gegen mich gewesen bist.“

„Wie kühl das klingt!“ erwiderte die Gräfin etwas verstimmt. „Andere waren auch gut gegen Dich — z. B. Miß Paget — aber ich habe doch am meisten für Dich gesorgt, und ich liebe Dich, wie mein eigenes Kind. Hast Du je die Mutter vermißt, Lily?“

„Nie, Tante,“ rief das junge Mädchen mit Wärme. „Ich habe mich sogar immer für glücklicher gehalten als andere, weil ich zwei Mütter besitze, Dich und Miß Paget. Und ich erwidere Deine Liebe aus vollem Herzen wirklich, ich bin nicht undankbar.“

„Nein, das bist Du nicht, mein Liebling! Allerdings verdankst Du mir auch alles, denn Deine Eltern hinterließen Dir fast nichts. Was Du bei Deiner Volljährigkeit erhältst, ist eine Bagatelle gegen das, was ich für Deine Erziehung ausgegeben habe. Aber ich that das herzlich gern!“

„O Tante,“ rief Lily gerührt, „wie soll ich Dir für all Deine Güte danken?“

„Ich verlange nichts, als Dich und Philipp glücklich zu sehen. Wir haben heute viel von Dir gesprochen.“

„Von mir?“ Lily wurde sehr blaß, sie fühlte, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen.

„Nun ja! Warum auch nicht? Wir haben Dich beide so sehr lieb und wünschen nur Dein Wohl. Sage mir, fühlst Du Dich glücklich bei uns, Lily?“

Einen Augenblick zögerte das junge Mädchen, dann erwiderte sie hastig: „Ja, ich bin glücklich.“

„Das freut mich, zu hören! Ich wünschte, ich könnte dies auch von Philipp sagen, aber er ist nicht glücklich!“

„Warum nicht?“ fragte Lily, unwillkürlich vor der Antwort zitternd.

„Kannst Du das fragen, Kind? Du bist ein Weib und müßtest doch den Instinkt eines solchen besitzen. Siehst Du denn nicht, daß mein Sohn Dich liebt?“

„O sprich nicht weiter, Tante! Ich beschwöre Dich!“ rief Lily mit gefalteten Händen und einem Blick, in dem sich Bestürzung und Verzweiflung malte. Lady Culwarren erkannte sofort die Ursache, aber sie that, als bemerke sie es nicht.

„Warum soll ich nicht darüber reden?“ sagte sie, eine würdevolle Miene annehmend. „Du wirst doch nicht Dein Spiel mit seinem Glück treiben, nach all den Jahren, in denen wir für Dich gesorgt haben, wie eine Fremde von uns gehen wollen. Ist es zu viel verlangt, wenn ich Dich ersuche, mir einige Minuten zuzuhören?“

„So sprich, Tante!“ erwiderte das junge Mädchen mit gepreßter Stimme.

„Philipp liebt Dich,“ fuhr die Lady in stolzem Ton fort, „und er wünscht, Dich zu seinem Weibe zu machen. Es giebt in England kaum eine Familie, aus der er nicht hätte seine Gemahlin wählen können, aber er zieht es vor, Dir diese Ehre zu erweisen, und auch ich würde mich freuen, Dich in Wirklichkeit meine Tochter nennen zu können. Ich kann deshalb nicht glauben, daß Du die Absicht hast, seinen Antrag zurückzuweisen.“

„O nein,“ stammelte Lily, wie ein Espenlaub zitternd, „um keinen Preis der Welt möchte ich undankbar gegen euch erscheinen, aber trotzdem — ich kann nicht — es wäre unrecht — —“



Der Burenführer Christian De Wet. (Mit Text.)

„Was wäre unrecht?“ unterbrach die Gräfin sie scharf. „Willst Du damit sagen, daß Du Philipp nicht liebst?“

„O gewiß liebe ich ihn, aber nicht in der Weise — —“

Sie stockte, während dunkle Röte ihr Gesicht übergoß.

„Was weißt Du von den verschiedenen Arten der Liebe? Wer hat gewagt, mit Dir über dieses Thema zu reden?“

„Niemand, Tante. Ich dachte nur —“

„Du hast nichts zu denken; Deine Pflicht ist, zu gehorchen!“ brauste die Lady auf. Doch sie beherrschte sich rasch wieder und sagte in freundlicherem Tone: „Komm, Lily, sei vernünftig! Versprich mir, daß Du Philipp glücklich machen willst!“

„Kann ich es denn?“ war die zweifelnde Antwort.

„Natürlich kannst Du es! Seit Jahren schon wünsche ich ja eine Verbindung zwischen euch und war froh, daß Philipp dem entgegenkam. Aber warum schaust Du so trübselig drein? Ist es Dir nicht recht?“

„Ich werde alles thun, was Du willst!“ entgegnete Lily verwirrt.

„So kann ich Philipp sagen, daß alles in Ordnung ist?“

Das Mädchen nickte stumm und brach dann plötzlich in Thränen aus. Die Lady legte ihren Arm um die Weinende und sie zärtlich an sich ziehend, sagte sie:

„Nun, nun, ich will Dich jetzt nicht weiter drängen. Trockne Deine Thränen, zukünftige kleine Gräfin von Culwarren! Ich weiß genug und bin überzeugt, daß Du Dein Wort nicht zurück-

nehmen wirst. Glaube mir, Du wirst einst auf diesen Tag als den glücklichsten Deines Lebens zurückblicken!"

Mochte Lily in ihrem Herzen auch anderer Meinung sein, der Lady gegenüber wagte sie nichts mehr zu sagen, und nachdem sie ihre Tante geküßt, verließ sie hastig das Zimmer. Ihr erster Gedanke war, Miß Paget aufzusuchen und ihr das schreckliche Unglück mitzuteilen, das über sie gekommen war. Es bestand freilich keine große Vertraulichkeit zwischen ihr und der bedeutend älteren, äußerlich sehr zurückhaltenden Gesellschafterin, aber Lily empfand ein so brennendes Verlangen, ihr Herz auszuschütten, daß sie sich, in Ermangelung einer anderen mitfühlenden Seele, an Miß Paget wandte. Diese befand sich im Musikzimmer, an der Orgel sitzend und in einem Notenheft blätternd. Voll Ungestüm warf Lily sich in ihre Arme, in eine Flut von Thränen ausbrechend.

„Was ist geschehen, Lily?" rief Miß Paget überrascht. „Warum so verzweifelt?"

„O, es ist furchtbar!" schluchzte das Mädchen. „Können Sie es nicht ahnen, Miß Paget?"

„Doch, doch, Kind — ich errate es. Deine Tante verursachte diese Thränen, indem sie Dich zu einem Schritte drängte, der Dir widerstrebte."

Erstaunt schaute Lily auf. „Wie können Sie das wissen, ehe ich etwas gesagt habe?"

„Weil ich Deinen Charakter kenne, Lily. Meinst Du, ich hätte in den zwölf Jahren, die wir zusammen leben, nicht Gelegenheit genug gehabt, Deine Gedanken und Wünsche zu studieren?"

„O ja, und ich weiß auch, wie gut Sie in all dieser Zeit gegen mich waren!"

„Nun — in Liebesbezeugungen bin ich nicht verschwenderisch, aber Du wirst doch gemerkt haben, wie lieb Du mir bist."

„O gewiß! Ihre Güte für mich und — für meinen Vetter Antony —"

„Antony? Warum hebst Du ihn besonders hervor? Gehört Philipp nicht auch dazu? Ich sah euch doch alle drei heranwachsen und habe keinen Unterschied zwischen euch gemacht."

„Ich weiß nicht," erwiderte Lily verlegen. „Ich dachte nur, — Sie liebten Antony am meisten."

„Du urteilst nach Deinen eigenen Gefühlen, mein Kind! Ich habe allerdings stets ein besonderes Interesse für Antony gehabt, aber das geschah vielleicht, weil sich sonst niemand um ihn kümmerte. Er hat einen wilden heftigen Charakter, Lily, und taugt wenig zu einem Ehemann. Mit Philipp würdest Du ein viel friedlicheres Leben führen."

„O Miß Paget, wissen Sie denn — —"

„Daß Deine Tante nach Dir schickte, um Dir mitzuteilen, daß Philipp Deine Hand begehrt. Ich habe die Sache längst bemerkt und wußte, was kommen würde."

„Und was raten Sie mir, zu thun?" fragte Lily eifrig.

„Stets nur an die Gegenwart zu denken," war die rasche Antwort, „und die Vergangenheit zu vergessen! Und willst Du mit Erfolg in dieser Welt bestehen, Lily, so mußt Du vergessen, daß Du ein Herz hast!"

Sie stieß das Mädchen fast ungestüm von sich, sprang auf und trat ans Fenster.

„O Miß Paget," rief Lily, ihr verwundert nachschauend, „wie Sie mich erschrecken! Ich habe Sie nie so sprechen gehört!"

Die Gesellschafterin beachtete diese Worte nicht; sich wieder zu Lily wendend, fuhr sie erregt fort: „Du bist ein Weib, Lily, aber durch Dein Herz wirst Du nie zum Glück gelangen! Im Gegenteil, — es wird Dir nur Schaden bringen, wenn es Dich dazu verleitet, an die Lüge zu glauben, die man Liebe nennt und den Männern zu vertrauen, die doch nur unsere Feinde sind und die Liebe als Waffe gebrauchen, uns zu verderben."

Betroffen hörte Lily diesem leidenschaftlichen Ausbruch zu, dessen Grund sie sich nicht zu erklären vermochte. Miß Paget lenkte aber bereits wieder ein. „Verzeih, Lily, ich vergaß einen Augenblick meine Rolle. Was wolltest Du von mir? Einen Rat? Nun gut: Erfülle den Wunsch Deiner Tante — heirate Philipp! Genieße, was Rang und Reichtum Dir zu bieten vermag und sei zufrieden!"

„Wie kann ich damit zufrieden sein?" rief Lily heftig. „Für mich giebt es kein Glück mehr auf der Welt! O Antony —!"

„Antony! Ich habe immer gedacht, daß Du diese thörichte Neigung noch nicht überwunden habest. Wirklich, ich hätte Dich für vernünftiger gehalten! Laß die Vergangenheit ruhen, bedenke, was Du Deiner Tante schuldest und mache Philipp glücklich. Heiratest Du ihn, so ist Deine Zukunft gesichert, und Du wirst nicht den Versuchungen und Kümmernissen der Welt ausgesetzt sein, denen Du vielleicht nicht gewachsen bist."

Sie schloß das Mädchen in ihre Arme, und einen Kuß auf Lilys Stirne drückend, murmelte sie: „Es lauern zu viele Gefahren da draußen, vor denen ich Dich bewahrt sehen möchte. Darum sage mir, mein liebes Herz, daß Du Lord Culwarren heiraten und — den anderen vergessen willst!"

„Ich will es thun," erwiderte Lily mit versagender Stimme, „weil es meine Pflicht ist. Aber vergessen werde ich ihn nie, Miß Paget — nie — bis ich sterbe!"

In derselben Stunde saßen in dem kleinen Gasthof des fünf Meilen von Gardenholm entfernten Städtchens Deacham zwei Herren in eifrigem Gespräch zusammen. Es waren dies Oliver Fosbrooke und sein junger Freund Antony Melstrom, der heute seinen einundzwanzigsten Geburtstag beging und mit Sehnsucht den Augenblick erwartete, wo er den Fuß wieder über die Schwelle des Vaterhauses setzen konnte. Voll Ungeduld erwartete er den Wagen, aber als die Zeit hinging, ohne daß derselbe erschien, wurde er unruhig und ärgerlich.

„Fosbrooke," wandte er sich an diesen, „ich fürchte, es ist etwas nicht in Ordnung. Ich schrieb meiner Mutter gestern von London aus und bat, mir heute zwölf Uhr den Wagen hieherzuschicken. Sie muß den Brief nicht erhalten haben, sonst wäre Philipp sicher schon gekommen, mich zu begrüßen."

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich vorausgehe und Sie dann holen lasse?"

„Durchaus nicht, mein lieber Junge! Ich glaube selbst, daß ein Irrtum vorliegt und es vielleicht besser ist, Sie gehen hin."

„Ich kann auch nicht länger warten," entgegnete Antony erregt. „So nahe zu sein und Lily nicht sehen zu können! Ich werde mich sehr eilen, Fosbrooke, und Ihnen sofort den Wagen schicken. Auf Wiedersehen!" Und dem Freunde zunickend, verließ er in großer Hast das Zimmer.

5. Eine unangenehme Entdeckung.

Keine Königin konnte mit mehr Würde und Ceremoniell vor ihrem Hofstaat erscheinen, als Lady Culwarren, wenn sie um die Mittagsstunde ihren Einzug in den Salon hielt. Alle Gäste des Schlosses — und es waren deren immer anwesend — wußten, wie streng die Gräfin auf Etikette sah; sobald sie daher sichtbar wurde, warfen die Herren Cigarre und Zeitung fort, und die Damen legten ihre Handarbeit beiseite, um die Dame des Hauses mit dem süßen Lächeln zu begrüßen.

Auch heute schauten die bereits Versammelten respektvoll auf, als die Lady eintrat. Sie war in großer Toilette; ein blaues Seidenkleid, reich mit Spitzen besetzt, umfloß ihre imponierende Gestalt, an den Händen blitzten kostbare Ringe, und auf den blonden Locken ruhte graziös eine Schärpe von echtem Point.

Ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung empfing die schöne Wirtin. „Wie reizend Sie aussehen, Lady Culwarren!" rief ein ältliches Fräulein mit schmachtender Stimme. „Man könnte glauben, Sie seien soeben einem Rosenlager entstiegen!"

„Und an dieser Toilette haben sicher die Grazien mitgewirkt!" murmelte ein junger, angehender Poet, der Dame die Hand küssend.

Befriedigt von dieser Anerkennung ihrer Reize ließ sich Lady Culwarren auf dem Sofa nieder, riß Lily an ihre Seite, strich dem Mädchen liebkosend über das volle Haar und fragte mit bedeutsamem Lächeln: „Nun, Lily, wo ist denn unser teurer Philipp?"

„Ich weiß es nicht!" stammelte Lily verwirrt.

„Oder willst es nicht wissen, eh? Meine liebe Mrs. Hutterley," wandte sie sich an die betreffende Dame, „wenn ich nicht irre, so haben Sie eine erwachsene Tochter. Sagen Sie mir, bitte, ist dieselbe in Liebesangelegenheiten ebenso schüchtern, wie diese kleine Puppe hier?"

Aus diesen Worten glaubten die Anwesenden eine versteckte Anspielung auf ein entstehendes oder bereits abgeschlossenes Verlöbnis zwischen Lord Culwarren und seiner hübschen Cousine herauszuhören. Da die Ankündigung aber in so unbestimmter Form gegeben war, so wußte niemand, ob es angebracht sei, die diesbezüglichen Glückwünsche auszusprechen. Zum Glück machte Miß Paget dieser Situation ein Ende, indem sie die frühere Frage der Lady nach ihrem Sohn beantwortete.

„So viel ich weiß," sagte sie, „befindet sich der Graf mit Mr. Aschfold auf der Terrasse. Der letztere kam vor einer Stunde und wünscht Sie in besonderen Angelegenheiten zu sprechen."

„Gräfin Culwarren zog die Augenbrauen zusammen, als wäre ihr diese Mitteilung unangenehm.

„Mr. Aschfold!" rief sie verstimmt. „Was will er von mir? Ich nenne ihn nur den Unglücksraben, denn er bringt nie etwas Gutes. Es ist mir gar nicht lieb, daß er gekommen ist. Gardenholm scheint überhaupt heute von Eindringlingen bedroht zu sein, — auch mein liebenswürdiger Herr Sohn Antony wird in den nächsten Stunden mit seinem Freunde, einem Herrn Fosbrooke, hier eintreffen."

Das jähe Zusammenzucken und Erröten Lilys bei dieser Ankündigung entging den scharfen Augen der Gräfin nicht, sie wandte sich tadelnd zu dem jungen Mädchen und sagte in scharf verweisendem Ton: „Lily, Du solltest Dich nicht bei jeder Gelegenheit wie

ein Schulmädchen gebärden. Das schickt sich weder für eine Dame, noch für die Stellung, die Du einnehmen wirst. Du mußt Dich gewöhnen, alles, die beste wie die schlechteste Nachricht mit gleicher Ruhe anzuhören. Vergiß dies künftig nicht!"

Die arme Lily wurde erst recht verlegen und schaute hilfesuchend zu Miß Paget hinüber, die den Blick auffing und schnell die Frage einwarf: „Also Herr Melstrom ist wieder in England?"

„Ja, leider! Denn ich erwarte mir nicht viel Vergnügen von seiner Rückkehr. Zudem bringt er, ohne mich vorher um Erlaubnis gefragt zu haben, einen Fremden mit hierher, was mir durchaus nicht recht ist. Aber Antony war ja von Kind auf selbstsüchtig und rücksichtslos."

In diesem Augenblick trat Lord Culwarren mit Mr. Aschfold, dem Sachwalter der Familie ein. Lily benutzte dies, um zu Miß Paget hinüberzuschlüpfen. „O Miß Paget," flüsterte sie ängstlich, „was soll ich thun?"

„Thun?" wiederholte die Gesellschafterin stirnrunzelnd. „Dich benehmen, wie es der künftigen Lady von Culwarren geziemt!" Nach dieser Zurechtweisung zog sich Lily schweigend und bedrückt in einen Winkel zurück.

„Guten Morgen, Mr. Aschfold!" begrüßte unterdessen die Gräfin den Advokaten. „Es freut mich natürlich sehr, Sie zu sehen, aber ich warne Sie im voraus, — seien Sie vorsichtig in dem, was Sie mir mitzuteilen haben, ich bin heute in besonders schlechter Laune."

„Gewiß, gewiß!" versicherte Aschfold, sich verbeugend. Es war ein kleiner graubärtiger Schotte, verschrumpft wie Pergament und außerordentlich nervös, sobald er sich außerhalb der Grenzen seines Londoner Bureaus befand. „Ich habe meine Lady doch nicht zu früh gestört?" fragte er höflich.

„Sie stören mich immer, wenn Sie in Geschäften kommen!" war die ungnädige Antwort. „Ich hasse schon das Wort allein, es macht mir stets Herzklopfen."

„Herzklopfen?" rief Aschfold scheinbar verwundert. „Wie seltsam! Ja, ich hörte, es sei ein zartes, gefühlvolles Organ, weiß nicht, ob ich selbst eins besitze."

„Die Welt versichert, Advokaten hätten kein Herz!" warf der junge Lord ein.

„Und die Welt hat natürlich immer recht," bemerkte Miß Paget mit scharfem Ton.

Der kleine Advokat warf der Sprecherin einen forschenden Blick zu, den dieselbe aber vollkommen ruhig aushielt.

„Sie sind nicht der einzige unerwartete Besuch heute, Mr. Aschfold," nahm Lady Culwarren das Gespräch wieder auf. „Mein Sohn Melstrom wird heute abend eintreffen."

„Ah, wirklich! Gerade am 13. August! Sehr sonderbar!"

„Es ist sein einundzwanzigster Geburtstag. Ich hoffe, Ihr Besuch hängt nicht mit Antonys Großjährigkeit zusammen, seine Vermögensverhältnisse sind zu bescheiden, um Sie zu veranlassen, deshalb extra von London hierherzukommen."

„Ich bin in der That nicht ihretwegen allein herübergefahren," versetzte der Advokat mit eigentümlichem Augenzwinkern. „Eine dringende Botschaft Ihres Nachbars, des Sir Hugh Loftus, rief mich hierher. Er ist sehr schwach, und es scheint mit ihm zu Ende zu gehen."

„Das thut mir leid, zu hören," entgegnete Lady Culwarren, „obgleich wir eigentlich nichts von Sir Hugh wissen. Seine Güter liegen um dutzend Meilen von uns entfernt, und er lebt schon seit Jahren wie ein Einsiedler."

Der junge Lord, den dieses Gespräch wenig interessierte, hatte sich unbemerkt an Lilys Seite begeben und sah sie mit so leidenschaftlichen Blicken an, daß sie den Kopf erschrocken zur Seite wandte.

„Hat meine Mutter mit Dir gesprochen?" flüsterte er ihr zu.

„Ja, doch wozu die Frage? Sie spricht doch immer mit mir," erwiderte Lily ausweichend.

„Ich meine, hat sie Dir meinen Herzenswunsch mitgeteilt?"

„O bitte, sprich nicht jetzt davon!" bat Lily zitternd. „Wenn es jemand hörte! Miß Paget," wandte sie sich leise an die Gesellschafterin, „sagen Sie doch Philipp, daß dies weder die Zeit, noch der Ort ist, über dergleichen zu reden."

Ihre Bitte blieb jedoch unerhört, Miß Paget saß unbeweglich, wie eine Bildsäule, mit atemloser Spannung den Worten des kleinen Advokaten folgend.

„Ja," sagte dieser, „er lebt wie ein Einsiedler, aber er hat seine Gründe. Der arme Mann hat viele Enttäuschungen gehabt, besitzt Geld und Gut, aber keinen Erben, denn der älteste Sohn trank sich zu Tode, und wo der jüngere ist, weiß kein Mensch."

„Ach ja, der jüngere Sohn!" unterbrach ihn die Gräfin. „Hieß er nicht Arthur Loftus? Man erzählt sich so romantische Geschichten über ihn — Sie müssen doch wissen, was Wahres daran ist, Mr. Aschfold!"

„O ja — manches ist wahr! Ein feiner Bursche ist er gewesen, vor vielen Jahren. Aber es ist eine traurige Geschichte."

„Ich glaube, er war einst sehr befreundet mit meinem verstorbenen Gatten; später jedoch scheinen sie auseinander gekommen zu sein."

„Sehr wahrscheinlich! Mr. Arthur Loftus hatte mehr Feinde als Freunde in der Grafschaft. Er begann sein Leben gleich mit einer unverzeihlichen Thorheit — mit einer Mesalliance. Fast noch ein Knabe, ließ er sich von einer Person dunkler Herkunft umgarnen, hatte dann mancherlei Abenteuer und verschwand schließlich. Ein wahrer Jammer! —" Und der kleine Mann seufzte hörbar.

In diesem Augenblick wurde das Frühstück angekündigt.

„Es ist eine schlimme Geschichte, Mr. Aschfold!" sagte Lady Culwarren, sich erhebend, „aber wir wollen uns damit nicht den Appetit verderben. Bitte, geben Sie mir Ihren Arm und lassen Sie uns bei einer guten Mahlzeit Kräfte für das nachfolgende wichtige Geschäft sammeln! Philipp, sorgst Du für Lily? Ach, mein lieber Mr. Aschfold, ich glaube, Sie werden bald Arbeit erhalten, wenn der Heiratskontrakt für die zukünftige Gräfin von Culwarren aufgesetzt wird."

„O, o! Will der Lord sich jetzt schon ins Ehejoch spannen, meine Lady?"

„Still! Nicht so laut! Vorläufig soll es noch Geheimnis bleiben!" flüsterte die Gräfin.

Die Gesellschaft hatte jetzt das Speisezimmer erreicht; man ließ sich an der Tafel nieder und hatte eben angefangen, dem Mahle zuzusprechen, als der Diener eintrat und Mr. Antony Melstrom meldete. Diese Ankündigung übte eine sehr verschiedene Wirkung auf die Anwesenden aus. Die Gäste schauten neugierig nach der Thüre; der junge Lord war von seinem Sitz aufgesprungen, während Lily jäh erbleichte und das Gesicht der Lady einen unzufriedenen Ausdruck annahm, den eintretenden Antony schien dies jedoch nicht zu stören; mit dem Ungestüm eines Schulknaben stürmte er auf die Gräfin zu und begrüßte sie mit einer herzlichen Umarmung.

„Mein lieber Antony!" rief die Lady mehr überrascht als erfreut, „bist Du es wirklich?"

„Ja, liebe Mutter, ich bin es wirklich! Du hast wohl meinen Brief erhalten und kannst Dir denken, daß ich nicht länger warten konnte, euch alle wiederzusehen!"

„Ach, Philipp, lieber Junge!" wandte er sich zu seinem Bruder, demselben kräftig die Hand schüttelnd, „wie geht es Dir? Noch immer entschlossen, ein Genie zu werden? Und Miß Paget! Ich hoffe, Sie haben Ihren ehemaligen Quälgeist nicht ganz vergessen — ich wenigstens dachte oft an Sie!"

Und nun stand er neben Lily, und seine fröhliche Stimme verstummte plötzlich, als er in das liebliche, errötende Gesichtchen, in die thränenfeuchten, dunklen Augen schaute.

„Meine liebe Lily!" sagte er endlich, ihre Hand ergreifend. Es schien, als wolle er ihr noch viel zur Begrüßung sagen, aber es kam kein Wort weiter über seine Lippen. Stumm stand er neben seiner Cousine, ihre kleine Hand fest in der seinen haltend.

Die scharfe Stimme seiner Mutter schreckte ihn auf. „Antony, Du scheinst vergessen zu haben, daß ich Dich meinen Gästen noch nicht vorgestellt habe." Sie that es mit großer Umständlichkeit und räumte ihm dann einen Platz neben sich ein.

„Setze Dich," sagte sie, „und erkläre mir, weshalb Du uns so plötzlich überfallen hast. Hättest Du Dich ein wenig geduldet, so würde der Wagen Dich geholt haben."

„Liebe Mutter, wo sollte ich die Geduld hernehmen, wenn mein ganzes Herz sich hierher sehnte! Stundenlang habe ich nach dem Wagen ausgeschaut und bin schließlich zu Fuß hierher gelaufen." Dabei wanderten seine Augen nach der Richtung hin, wo Lily saß und blieben dort hartnäckig haften.

„Antony, Du hast ja Mr. Aschfold noch nicht begrüßt, wechselte die Gräfin das Gespräch. „Du erinnerst Dich doch seiner?"

„Ich glaube nicht, oder doch vielleicht! Waren Sie nicht der Sachwalter meines Vaters?" wandte er sich an den Advokaten, demselben die Hand schüttelnd.

„Ihres Vaters? Ach ja!" erwiderte der Anwalt zerstreut.

„Und Sie sind heute einundzwanzig Jahre alt, mein Herr? Wirklich, ein feiner junger Mann für sein Alter, Lady Culwarren!"

„O ja, Antony war immer dick und stark!" bemerkte die Gräfin mit neidischem Blick auf die kräftig gebaute Gestalt ihres jüngeren Sohnes, neben dessen von Gesundheit strotzendem Aeußeren die hagere, bleiche Erscheinung Philipps eine traurige Figur spielte. So dachten auch die Gäste, und mehr als ein bewundernder Blick flog zu dem hübschen Burschen hinüber, der jedoch nur Augen für seine Cousine Lily zu haben schien.

„Und so geht hier alles seinen gewohnten Gang?" fragte Antony im weiteren Verlauf der Mahlzeit. „Ich fürchte, nach all den Reisen, die ich gemacht, wird mir das englische Landleben sehr einförmig erscheinen."

„Das brauchst Du nicht zu befürchten," versetzte seine Mutter in kühlem Ton, „es werden hier binnen kurzem große Veränderungen eintreten."

(Fortsetzung folgt.)

Der schlaue Papa.

Eine kleinstädtische Verlobungsgeschichte von Alwin Reiner.

(Schluß.)

Bescheiden wie ein Schatten zog der von dem Doktor unzertrennliche Amtsrichter hinter dem Freunde drein, und recht bescheiden sah er auch aus, als er nun Herrn Kluge und dann auch Rosa begrüßte. Wie ein steckengebliebener Redner nahm sich der gute Mann aus, der doch in der Ausübung seines Richteramtes große Gewandtheit und Schlagfertigkeit bewies. Fast schien es, als ob jeweils mit dem Verlassen des Gerichtsgebäudes eine gewisse Kraft von ihm gewichen sei.

Als erste Nummer des Dilettantenkonzerts war ein Stück für Cello mit Klavierbegleitung angesetzt. Amtsrichter Sturmfeld war Virtuose auf dem Cello, und es war ihm sichtlich wohl, als er jetzt mit seinem geliebten Instrumente hantieren und es stimmen durfte. Sein Freund Lerch benutzte diese Gelegenheit, um mit Fräulein Rosa Kluge einen Rundgang durch den Saal zu machen, wobei ihre Unterhaltung eine derart intime zu sein schien, daß bei den scharf beobachtenden Anwesenden nun doch kein Zweifel mehr an der demnächstigen definitiven Verlobung des vielbesprochenen Paares übrig blieb.

Auch Papa Kluge lächelte vergnüglich in sich hinein.

Endlich wurde das Zeichen zum Beginn des Konzerts gegeben, und Dr. Lerch geleitete die bescheiden und sinnig wie eine reizende Frühlingsblume leuchtende Rosa zu dem ihrer harrenden Flügel, um das Spiel des Herrn Sturmfeld zu begleiten.

Außer dem Doktor hatte in dem ganzen stark besetzten Saale niemand auch nur eine Ahnung von dem, was in diesem Augenblick die Herzen der beiden Spielenden bewegte. Es war eine eigene Komposition des Amtsrichters, welche sie miteinander vortrugen, und beredter als der Mund des Komponisten war jetzt das mit Meisterschaft von ihm gespielte Cello. Die Geschichte seiner Liebe zu der reizenden Mitspielerin war es, welche seine Musik erzählte, und es schien, als sei er mit seinem Instrument in ein einziges fühlendes Wesen zusammengeflossen.

Leise und überaus weich, dabei aber mit der dem Cello eigenen sicheren Klangfarbe löften sich die Töne unter seinem geräuschlosen Bogenstriche: es war das wortlose Suchen und Bitten von Aug' und Herz, nur von Fräulein Rosa verstanden.

Und in ihre Begleitung war die gleich zarte Antwort auf das Liebeswerben des schüchternen Mannes gelegt, ein herrliches Hin und Her musikalischer Gedanken, deren tiefsten Sinn indes nur die beiden Spielenden verstanden.

Dann kam es wie mächtiges Brausen aus hohen Lüften herab, mit lautem Jubel erklangen die Töne des in förmlichen Aufruhr versetzten Cellos, wie wenn in der Welt nichts anderes mehr Wert und Geltung habe, als das Hohelied von der Allmacht der Liebe.

Und mit eben derselben feurigen Energie mengten sich damit die Klänge des Wiener Flügels, und wer es verstanden hätte, der würde in diesem Augenblicke in den Zügen Rosas den ganzen Sturm ihrer leidenschaftlichen Liebe gelesen haben.

Mit den rasch dahineilenden Accorden verklärten sich die Mienen der beiden Liebenden immer mehr, und es schien, als ob es für sie eine lange herbeigesehnte Erleichterung bedeute, mit der Sprache der Töne so recht laut verkünden zu dürfen, was sie bis jetzt fest in ihre Herzen verschlossen gehalten.

Und als sie sich endlich Luft und leicht gemacht, da klang die Liebe verkündende Sprache des Cellos ganz leise in die bekannte Volksweise aus:

Es blüht ein schönes Blümchen, Auf uns'rer grünen Au,
Sein Aug' ist wie der Himmel, So heiter und so blau;



Die Uebergabe von Bergedorf an die Hamburger. Von F. Grotemeyer. (Mit Text.)

Es weiß nicht viel zu reden, Und alles, was es spricht,
Ist immer nur dasselbe, Ist nur: Vergißmeinnicht!

Und zum Schluß erwiderte Fräulein Rosa auf dem Flügel:

Ist immer nur dasselbe, Ist nur Vergißmeinnicht!

Am Tage nach dem Konzert war man in dem Städtchen völlig einig darüber, daß die Verlobung des Dr. Lerch mit Fräulein Rosa Kluge unmittelbar bevorstehe und jetzt schon beschlossene Sache sei. Denn der fast ausschließliche Verkehr des jungen Arztes mit Herrn Kluge und Tochter während des ganzen langen Abends und der weitere Umstand, daß er mit Rosa mehrere Male in eifrigem und geheimem Gespräche für längere Zeit abseits der eigentlichen Gesellschaft gestanden, das alles konnte nun einmal nicht anders gedeutet werden. Daß der Amtsrichter Sturmfeld in der gleichen kleinen Gesellschaft saß, wurde weiter nicht beachtet, da er ja gleich dem Schatten des Doktors diesem überall hin zu folgen pflegte. Die kleinstädtischen Schönen hatten den Dr. Lerch auf ihrer Liste denn auch endgültig gestrichen, dafür aber wandten sie nun ihre wohlwollende Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße dem Amtsrichter zu, dessen wortkarges Wesen, das hoffnungsvollen Deutungen großen Spielraum gab, sie immer reizender fanden.

Auch Herr Kluge zeigte am folgenden Tage ein recht außergewöhnlich heiteres Gesicht. An dem Doktor hatte er nun einmal seinen Narren gefressen, und er schwelgte förmlich in dem Gedanken, ihn demnächst Schwiegersohn nennen zu dürfen. Wie er sein ganzes großes Vermögen und das Ansehen, das seine Familie genoß, als sein eigenstes Werk ansah, so hatte er sich auch ganz von selbst in den Gedanken hineingelebt, daß er es gewesen, der seiner Tochter diese „flotte Partie“, wie er's bei sich nannte, verschafft habe.

„Ein prächtiger Mensch, der Doktor,“ hatte er beim Nachhausekommen von dem Gesellschaftsabend zu seiner Frau gesagt. „Ich mag's unserer Rosa gönnen.“

„Aber, Florian,“ entgegnete seine Frau vorsichtig, „woher weißt Du denn, daß der Doktor eine solche Absicht hegt?“

„Nun bitt' ich Dich aber inständig, Gertrud, hältst Du mich denn für blind?“

„Und ich glaube, daß Rosa gar nicht an den Doktor denkt.“

„So, auch das noch!“ rief der kleine Mann aufbrausend aus. „Dann wäre sie — nun, ich will nicht sagen was —, woher denn sonst ihre Vertraulichkeit mit dem Doktor?“

„Die könnte ja einen anderen Grund haben und dazu noch einen ganz anständigen.“

„Was?“ rief er aus. „Schweig' mir davon, das verstehst Du nicht. In drei Tagen, sag' ich Dir, ist Klarheit in der Sache, oder man wird mich von einer andern Seite kennen lernen.“

Im Lauf des andern Vormittags empfing Herr Florian Kluge von Dr. Lerch folgende Zeilen:

„Eine Herzensangelegenheit zweier liebender Seelen veranlaßt mich, Sie um eine Unterredung zu bitten; da ich heute allzu stark von meiner auswärtigen Praxis in Anspruch genommen bin, dürfte ich vielleicht morgen früh nach elf Uhr bei Ihnen vorsprechen. Bis dahin meine besten Grüße!

Dr. Lerch.“

Mit pfiffigem und triumphierendem Lächeln steckte Herr Kluge das Brieschen des Doktors ein und schrieb ihm auf eine Karte, daß er mit Vergnügen dem angekündigten Besuch entgegensehe. „Ich hatte wieder einmal recht,“ meinte er dann bei sich; „müßte ja auch keine Augen im Kopfe haben, könnte mir so etwas entgehen.“

„Gertrud, Rosa!“ rief der kleine Mann in einer gewissen Aufregung, und alsbald erschienen Mutter und Tochter, um zu erfahren, was es gäbe.

„Ich verreise mit dem nächsten Zug nach der Residenz, wo ich eine Menge Geschäfte zu erledigen habe, so daß ich erst morgen gegen Mittag wieder zurückkomme. Hier diese beiden Karten laßt

bestellen, die eine an den Doktor und die andere an den Amtsrichter. Ich habe die Herren für morgen zum Mittagessen eingeladen. Richtet euch also darnach in der Küche. So, jetzt bringt mir Ueberzieher und Reisedecke herüber; ich habe alle Zeit, an den Bahnhof zu gehen."

Mehr sagte er nicht, denn er beabsichtigte, seine Leute zu überraschen.

Von jetzt an war Fräulein Rosa Kluge das glücklichste Mädchen unter der Sonne. Hatte doch ihr Vater die ihr schon vorher bekannt gewesene Mitteilung des Doktors bezüglich der „Herzensangelegenheit zweier sich liebenden Seelen" freundlich aufgenommen, und stand ja auch nicht geradezu der Name Sturmfeld darin, so konnte ihrer Meinung nach doch kein Zweifel bestehen, daß einzig der Amtsrichter damit gemeint sei. Denn für wen sonst sollte der Doktor auch als Bewerber auftreten, und daß er für einen Dritten und nicht etwa für sich kommen werde, das mußte aus seinen Zeilen ja unbedingt entnommen werden. So hielt es das Mädchen also nur für Scherz, daß ihr Vater in den letzten Tagen sie öfter mit dem Doktor geneckt. Dieser Meinung schloß sich jetzt auch Frau Kluge an, und froh darüber, daß alles befriedigend sich aufgeklärt, trafen Mutter und Tochter umfangreiche Vorbereitungen zu dem morgigen Mahle.

„Jetzt zählt's nicht mehr nach Monden oder Wochen, sondern nur noch nach Stunden, wo ich der Welt sagen darf, daß ich Braut bin," meinte Rosa bei sich, als sie am folgenden Morgen sich ankleidete. „O, wenn Papa nur auch gleich die Verlobungskarten mitbringen wollte, damit endlich der Klatsch aufhört und die Leute wissen, woran sie sind."

Den gleichen Gedanken aber hatte auch Herr Kluge, und sein erster Gang in der Residenz galt einem Lithographen, bei dem er fünfhundert kostbar ausgestattete Verlobungskarten zur sofortigen Lieferung bestellte.

Rosa Kluge
Dr. med. Albert Lerch
Verlobte.

Ah, wie ihm das angenehm in die Augen leuchtete. Bei dem ersten Hofkonditor bestellte er dann noch eine hochfeine Torte, die oben in schöner Verschlingung die beiden Buchstaben R und A zieren sollten. Erst nachdem er diese Aufträge gegeben, ging er seinen übrigen Geschäften nach.

* * *

Der Zug hatte Verspätung, und Herr Florian Kluge kam erst gegen elf Uhr von seiner kleinen Reise nach der Residenz zurück. Geheimnisvoll schloß er die Torte samt dem Pack Verlobungskarten ein und wechselte dann noch rasch seinen Anzug, um den eben ankommenden Dr. Lerch zu empfangen. — Die Begrüßung war eine herzliche, und Herr Kluge hätte am liebsten gleich Du zu dem Doktor gesagt und ihn seinen Sohn genannt.

„Ich komme in einer zarten Angelegenheit, Herr Kluge, sie betrifft Ihre Fräulein Tochter."

„Habe mir so 'was gedacht, lieber Doktor!"

„Das reizende Kind konnte es nicht mehr länger ertragen, ein Geheimnis vor Ihnen zu haben."

„Es taugt das auch nicht, Sie werden das selbst zugeben?"

„Ganz gewiß, Herr Kluge. Aber es ist eine eigene Sache mit dem Freien, und es giebt Männer, welche nur schwer den Mut zu finden vermögen, das erste Wort an den Vater der Erwählten ihres Herzens zu richten."

„Nun ja, ich will das zugeben," erwiderte Herr Kluge mit seinem gewohnten pfiffigen Lächeln. „Aber Sie werden doch auch glauben — um offen heraus zu reden —, daß mir die von Ihnen angedeutete Herzensneigung meiner Tochter durchaus kein Geheimnis mehr ist, trotzdem sie mir nie ein Wort davon sprach!"

„Dann aber muß ich Ihnen das entschiedene Kompliment machen, daß Sie ein scharfes Auge haben. Wenigstens glaube ich, daß bis jetzt kein Mensch im ganzen Städtchen von diesem in verborgenster Stille geschlossenen Herzensbund Kenntnis hat."

„Doktor, Doktor," erwiderte Herr Kluge mit noch schlauerem Lächeln, „nur die Liebe ist blind; die beobachtende Welt indes nicht, und ganz besonders ich nicht, dafür hätten Sie mich doch kennen sollen!"

„Nun denn, so hoffe ich, daß der nicht ohne Bangen von mir unternommene Gang nicht ohne Erfolg sein wird. Denn kannten Sie die Herzenswahl Ihrer unvergleichlich liebenswürdigen Fräulein Tochter, so wären Sie zweifellos dazwischen getreten, wenn Sie das Verhältnis nicht selbst auch gebilligt hätten."

„Ob ich das gethan hätte, lieber Doktor! Doch ist meine Tochter so gut erzogen, daß ich sie in diesem Punkte weder zu leiten, noch ängstlich zu überwachen habe. Ich weiß, daß sie keine „Wahl" treffen kann, mit der ich nicht einverstanden sein muß und schließlich — das möchte ich noch ganz besonders betonen — ist hier in allererster Linie der Wille meiner Tochter ausschlaggebend."

„Das ist Ihr Ernst, lieber Herr Kluge?"

„Mein unwiderruflicher Ernst; meine Tochter ist hier die einzig entscheidende Instanz, ich werde ihr meinen Segen nicht verweigern."

„So darf ich sie rufen? Ich habe alles vorbereitet."

„Gewiß, Doktor, ich liebe die langen Reden nicht, machen wir's kurz —"

„Das ist eben auch der Wunsch meines lieben Freundes Sturmfeld!" rief der junge Arzt mit ausgelassener Fröhlichkeit und „kommt Kinder, der Papa sagt ja!" flüsterte er, die Thüre öffnend, in das Nebenzimmer, worauf Amtsrichter Sturmfeld mit Fräulein Rosa am Arm eintraten, während Frau Kluge mit Freudenthränen im Auge folgte.

Unwillkürlich, wie ein der Maschinerie gehorchender Automat, öffnete Herr Florian Kluge beim Anblicke dieses Aufmarsches den Mund bis weit über das übliche Mittel hinaus. Doch Rosa ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken, sondern fiel ihm halb lachend, halb weinend um den Hals und dankte ihm mit einer Flut von Küssen und mit den süßesten Worten. Amtsrichter Sturmfeld räusperte sich in großer Verlegenheit und suchte nach den wohlvorbereiteten Sätzen, womit er Herrn Kluge anzureden sich vorgenommen hatte. Der gewandte Doktor benutzte die beiderseitige Verlegenheit und Verblüffung, um Herrn Kluge eine feine goldgeränderte Karte zu überreichen und dabei der Freude darüber Ausdruck zu verleihen, daß die beiden frohen Ereignisse so schön zusammenfielen.

Herr Kluge las mit starrem Blick und sprachlosem Erstaunen:

Emma Stein
Dr. med. Albert Lerch
Verlobte.

Endlich begann Herr Sturmfeld seine kurze Werberede, indem er sich zunächst entschuldigte, den Freund als Pfadbahner vorausgeschickt zu haben. Als er aber einmal warm zu werden begann, da flossen ihm die Worte von den Lippen, daß es auch für Herrn Florian Kluge eine Freude war, ihm zuzuhören. Besonders packte es ihn, als Herr Sturmfeld die Tugenden Rosas pries und von dem Glück sprach, das er an ihrer Seite zu finden hoffe.

„Was jetzt thun?" fragte sich Herr Kluge, als der begeisterte Redner geendet. Von jeher ein Mann der raschen That, entschloß er sich kurz und erwiderte: „Wie ich bereits Ihrem Freunde, dem Herrn Doktor mitteilte, habe ich die Herzensneigung meiner Tochter längst schon erraten, und ich wüßte nicht, warum ich nicht Ja und Amen dazu sagen sollte. Machen Sie mein Kind glücklich, lieber Amtsrichter —"

Und nun ging es ans Danken und Gratulieren, ans Umarmen und Küssen, und Herr Florian Kluge ließ sich's um keinen Preis anmerken, wie sehr er sich diesmal verrechnet hatte. Aber die Sache war ihm jetzt auch so recht, und alsbald nach dem gemeinsamen Mittagsmahle brachte er seinen Ladengehilfen samt einer Flasche Wein die ihrer Oberflächenverzierung beraubte Residenztorte und übergab dann in aller Stille gleichfalls drunten im Laden ein Paket dem Ofenfeuer — es waren die fünfhundert prächtigen Verlobungskarten, die er allzu eilig in der Residenz hatte anfertigen lassen. „66 Mark 50 Pfg.," murmelte er halb ärgerlich, halb belustigt dabei, setzte aber dann mit pfiffigem Lächeln hinzu: „Das kommt aufs Konto Geschäftsunkosten." Erst als er sich von ihrer völligen Zerstörung überzeugt hatte, kehrte er zu der fröhlichen Gesellschaft im oberen Stock zurück, wo Herr Sturmfeld eben seine glückstrahlende Braut zu ihrem Lieblingslied begleitete:

Es blüht ein schönes Blümchen,
Auf uns'rer grünen Au,
Sein Aug' ist wie der Himmel,
So heiter und so blau;

Es weiß nicht viel zu reden,
Und alles, was es spricht,
Ist immer nur dasselbe,
Ist nur: Vergißmeinnicht!

Die Motorwagen in den Kriegen der Zukunft.

Die letzten großen Manöver in Oesterreich, Deutschland und Frankreich haben, wenn auch im kleinen Maßstabe gehalten, doch äußerst lehrreiche Versuche gebracht, die neueste Errungenschaft der Technik für militärische Zwecke auszunützen — den Motorwagen. Wie schwerwiegend in der Praxis die glückliche Lösung dieser Frage wäre, erhellt deutlich aus den nachfolgenden Betrachtungen. Seit Jahrzehnten gehört das Bestreben der Heeresleitung, den Schweif der Kolonnen, die endlosen Trains, die bestimmt sind, den im Felde stehenden Truppen all die tausenderlei Bedürfnisse aufzuführen, nach Thunlichkeit zu verkürzen, zu den wichtigsten Erscheinungen in der Technik der modernen Heereseinrichtungen. Es ist nicht zu leugnen, daß man in dieser Richtung gegen frühere Zeiten — man denke nur an die napoleonischen Kriege zurück — wahrhaft glänzende Resultate erreicht hat, weil man eben alles, was nur halbwegs einem Luxus ähnlich sah, rücksichtslos aus den Trains entfernte und durch die strengsten Vorschriften und die drakonische Strenge ihrer Durchführung die denkbar kleinste Zahl von Wagen bestimmte und die möglichste Kürze der Trainkolonnen erzwang.

Trotz allen diesen Maßregeln sind aber die Kolonnenlängen der großen Trains außerordentlich geblieben, meilenweit bedecken die Wagen, die einem größeren Heereskörper folgen, die Straßen und die anstandslose Dirigierung dieser Massen von Wagen, Pferden und Begleitmannschaften, die anstandslose

Funktionierung der Verpflegsdispositionen für die Begleit-, Aufsichts- und Bedeckungsmannschaften und die Bezüge (Gespanne) sind eine der schwersten Aufgaben, die ein Generalstab zu lösen hat, Aufgaben, die um so schwieriger werden, je ungünstiger sich die Lage der eigenen Truppen gestaltet.

Heute wie seit Jahren ersehnen die Führer und ihre Gehilfen, mit anderen Worten die Gesamtheit der Generale und ihrer Stäbe, eine weitere Verkürzung des Trains, eine weitere Erleichterung der Vorsorgen bezüglich der Verpflegung des die Trains begleitenden oder sie fortbewegenden lebenden Materials.

Das Mittel nun, den angestrebten Zweck zu erreichen, bietet einzig und allein der Motorwagen. Das Entfallen der Gespanne bedingt naturgemäß eine sehr bedeutende Beschränkung der Länge der Trainkolonnen, gleichzeitig entfällt aber auch die Verpflegung der Pferde und einer großen Anzahl des Lenkungs- und, durch die Verkleinerung der Kolonnenlänge bedingt, auch einer Anzahl des Aufsichtspersonales. Was die Verminderung der Kolonnenlängen anbelangt, so wäre dieselbe eine nicht unbedeutende. Das Gespann eines zweispännigen Wagens hat bekanntlich, die Deichsel mit eingerechnet, eine Länge von rund 4 Schritten, das eines vierspännigen von 9, und das eines sechsspännigen von 14 Schritten. Rechnen wir nur mit der Traineinheit von fünfzig Wagen, so würde die Einführung der Motorwagen im ersteren Falle eine Verkürzung der Trainkolonne um 200 Schritte, im zweiten um 450, im letzten sogar um 700 Schritte mit sich bringen, ein Vorteil, der für jeden, der nur einmal mit der Führung einer solchen Anzahl von Fuhrwerken zu thun hatte, in die Augen springt. Ebenso wichtig für die Heeresleitung und ausschlaggebend für die leichtere Beweglichkeit der Trains, wäre aber auch das Herabsinken des Verpflegsstandes bei der Trainkolonne. Wenn wir bei unserem Beispiele der Traineinheit von 50 Wagen verbleiben, so hat man bei zweispännigen Wagen samt Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften wenigstens 110 Pferde und mehr als 60 Mann zu verpflegen. Bei vierspännigen Wagen aber steigt die zu verpflegende Masse des lebenden Materials auf rund 210 Pferde und wenigstens 120 Mann, bei sechsspännigen Wagen gar auf rund 320 Pferde und nahe an 200 Mann. So wie der Motorwagen das herrschende Fahrzeug der Trainkolonne wird, verschwinden die Pferde, diejenigen der berittenen Offiziere und des Aufsichtspersonals abgerechnet, gänzlich, und auch der Stand der Mannschaft wird nicht unbedeutend verringert, weil naturgemäß ein Motorwagen weniger Mannschaften benötigt, als ein vier- oder sechsspänniger Trainwagen. Die Beschaffung des Heizmaterials für die Motorwagen (Petroleum oder Benzin) und die Verpflegung der geringen Anzahl von Mannschaften, wäre gegen den jetzigen Verpflegsstand ein Kinderspiel. Von hervorragender Bedeutung wäre weiters auch die Erhöhung der Marschleistungen solcher aus Automobilwagen bestehenden Trainkolonnen, weil diesen selbstverständlich viel größere Märsche zugemutet werden können, als den jetzigen Trains, da man eben von einer Maschine mehr verlangen kann, als von Gespannen, selbst wenn diese als in bester Kondition stehend angenommen werden.

Bei allen diesen Betrachtungen haben wir aber stets einen Moment im Auge behalten. Die Zeit, wo man die Pferde als bewegende Kraft für die Trains der ersten Linie, die den Truppen häufig auch außer den gebahnten Wegen zu folgen gezwungen sind, wird entbehren können, wird wohl nie kommen, ist aber derzeit gewiß noch nicht da. An diesem Satze werden auch die Versuche von mit einem Geschütz armierten Automobil-Geschützwagen, sowie Automobilwagen mit schußsicheren Deckungen behufs Munitionsersatz in den ersten Linien, wie sie in Amerika und England in Scene gesetzt wurden, nicht viel ändern. Anders aber verhält es sich mit den Trains der zweiten Linien, mit den sog. Bagagetrains, den Trains für den Nachschub von Schießbedarf, von Verpflegsartikeln, den Wagen der Sanitätsabteilungen und der Feldlazarette, mit den Fahrzeugen des Feldtelegraphen und der Feldpost, mit einem Worte mit der großen Masse von Wagen, die dem Heere folgt und die die gebahnten Straßen und Wege so gut wie nie verläßt, hier wird in kürzerer oder längerer Zeit das Automobil eine große Rolle zu spielen berufen sein.

Noch ein weiteres Moment fällt hier gewichtig in die Wagschale. Ebenso wie die Armeen heute an die Eisenbahnlinien, welche sie mit dem Hinterlande verbinden, gebunden sind, weil man den Trains eben nicht mehr zumuten kann, als was Zugtiere leisten können, gerade so wird sie das Automobil dieser Sorge zum großen Teile überheben, sie freier in der Wahl des Operationsfeldes machen, denn was das Zugtier nicht leisten kann, das leistet ohne weiteres die Maschine. — Die Versuche, die man im Frieden mit dem Motorwagen als Transportfahrzeug von Verpflegsartikeln von den Feldverpflegsmagazinen in die ersten Linien gemacht hat, waren mehr als befriedigende. Von vielleicht noch größerem Interesse war die Verwendung der Motorfahrzeuge als Kontrolle verschiedener Truppenstellungen und Relais und die Zuteilung derselben zu den Stäben behufs Ueberbringung von Befehlen. Bekanntlich ist für jeden hohen Offizier die Möglichkeit, große Strecken ohne körperliche Ermüdung zurückzulegen, eine Sache von hervorragender Bedeutung. Auch in dieser Richtung befriedigten die Erfahrungen, die man mit dem Wagen machte, so ziemlich, denn dieselben fuhren sicher und schnell und legten Strecken bis zu 70 Kilometer in $2^1/_2$ bis 3 Stunden zurück, so daß bei Straßen, die nicht zu große Steigungen aufweisen, per Stunde 23,7, eventuell 28 Kilometer zurückgelegt wurden, gewiß sehr beachtenswerte Leistungen.

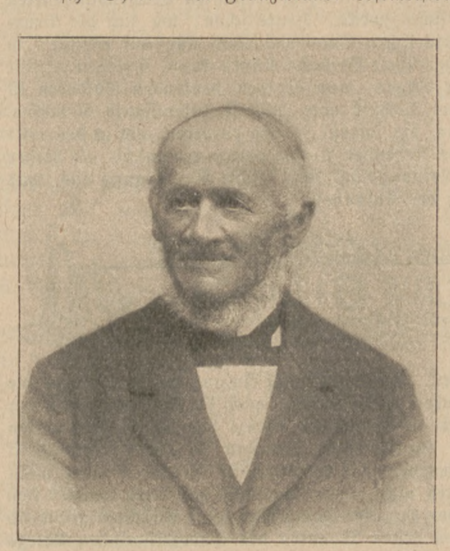
Bei den Manövern vor zwei Jahren hat die deutsche Heeresleitung den Motor, oder wie der deutsche Ausdruck hiefür lautet: „Selbstfahrwagen“ für den Nachrichtendienst erprobt und ist auch dieser Versuch sehr günstig ausgefallen. Bei größeren Uebungen hat man mit Selbstfahrwagen den Versuch gemacht, dieselben praktisch für den Nachrichtendienst zu verwenden. In dieser Hinsicht haben sich nun die sechs Automobilwagen, zwei- und mehrsitzige, die von den besten deutschen Selbstfahrwagenfabriken bereitwillig der Manöverleitung zur Verfügung gestellt waren, außerordentlich gut bewährt. Mehrfach begegnete man im Manövergelände Offizieren und Ordonnanzen, die mit der Ueberbringung von Befehlen und wichtigen Nachrichten vertraut waren, wie sie auf diesen Motorwagen mit sausender Geschwindigkeit daherfuhren und mit den Fahrzeugen weite Strecken in kürzester Zeit zurücklegten. So legte ein Hauptmann von der Eisenbahnbrigade in dunkler Nacht auf einem Automobilwagen von Karlsruhe aus eine Strecke von 85 Kilometer zurück und verteilte in Pforzheim, Leonberg, Weilderstadt, Münchingen, Ditzingen und anderen Orten die Pakete mit den Verfügungen für die Einschiffung der Truppen nach Schluß der Manöver. Ueber die Leistung dieser Motorwagen und über die Entfernung, die sie zurücklegten, sowie über die Zeiten, die sie hierzu gebrauchten, wurde seitens der Manöverleitung genaue Kontrolle geführt und reiche Erfahrung gesammelt. Die Verwendung der Automobilwagen als Armeefahrzeuge für den Nachrichtendienst ist also der Verwirklichung einen bedeutenden Schritt näher gerückt. Sie dürften in der Zukunft für die rückwärtigen Verbindungen der einzelnen Truppenteile eine wichtige Rolle spielen.

Das wären in den Hauptzügen die bis jetzt versuchten Verwendungsarten des Motorwagens für militärische Zwecke. Heute schon, wo sich die Beurteilung seiner vielseitigen militärischen Verwendbarkeit nur auf wenige, in unbedeutendem Maßstabe durchgeführte Versuche stützen kann, springen gewisse Vorteile dieses Vehikels in die Augen, und für den denkenden Soldaten ist diese neueste Errungenschaft der Technik eine äußerst interessante Maschine, denn sie verbindet Eigenschaften, die sowohl in den vorderen, als in den rückwärtigen Linien einer im Felde stehenden Armee ebenso erwünscht, als bisher unerreicht sind: Schnelligkeit, Leistungsfähigkeit, leichte Verpflegung und, was die Hauptsache ist, Verkürzung der Kolonnen. —ß.



Der Burenführer De Wet. De Wet ist seit Anfang vorigen Jahres die Seele des Widerstandes der Buren in Südafrika; auch die Reorganisation der Truppen Bothas und Delareys in Transvaal ebenso wie die in der zweiten Hälfte des Monats Dezember durchgeführte Invasion in die Kapkolonie ist wesentlich dadurch unterstützt worden, daß Christian De Wet den Gegner meist im Gebiet des Oranje-Freistaates nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen ließ und es dabei fast stets verstanden hat, den Feind über seine Absichten gründlich im unklaren zu lassen. In den ersten Monaten des Südafrikanischen Kriegs trat der „schwarze Christian“, wie De Wet genannt wird, nur wenig hervor, doch vermochte er im Januar und Februar v. J. bei Colesberg dem tüchtigen Reitergeneral French die Stirn zu bieten; dessen Nachfolger Clemens zwang er sogar am 12. Februar, Colesberg und am 15. Rensburg zu räumen und auf Arundel zurückzugehen, wobei zwei Kompagnien des Wiltshire-Regiments gefangen genommen wurden. Die Fortschritte Lord Roberts am Modder River zwangen dann freilich zur Aufgabe der günstigen Stellung südlich vom Oranjefluß. Eine glänzende Waffenthat De Wets war der Ueberfall am Koorn Spruit östlich von Bloemfontein, wobei General Broadwood 150 Mann an Toten, 200 an Gefangenen, sieben Geschütze und den ganzen Train verlor. Die Folge war die Säuberung des Ostens des Oranje-Freistaats vom Feinde durch De Wet und Olivier. Am 4. April wurden die Royal Irish Rifles bei Reddersburg zur Uebergabe gezwungen; der drohenden Umklammerung durch Pole Carew am Leeuwkop wußte sich aber De Wet zu entziehen. In der zweiten Hälfte des Juni bedrohte er von den Elandsbergen aus unaufhörlich die Bahnlinie Kroonstad-Vereeniging und damit die rückwärtige Verbindung Lord Roberts. Durch eine umfassende Einkreisungsbewegung am 3. Juli zum Rückzug in die Berge südlich von Bethlehem veranlaßt, durchbrach er den ihn umschließenden Ring am 16. und verschanzte sich am 23. zu Vredefort auf dem Südufer des Vaal. — Am 7. August entzog er sich der Umzingelung durch Lord Kitchener und Lord Methuen, schlug am 9. bei Welverdiend Smith-Dorrien, am 13. Methuen zurück und entkam nach Rustenburg, halbwegs zwischen Pretoria und Zeerust. Hier aber wandten sich Hamilton und Baden-Powell gegen ihn; als ihn auch die Brigaden Paget und Clements seit dem 20. hart bedrängten, ermöglichte er dem Präsidenten Steijn, der sich seit Mitte Juli beim Kommando De Wets befunden hatte, den Abzug zu Louis Botha im Osten Transvaals und kehrte nunmehr über Rustenburg und Potchefstroom in den Oranje-Freistaat zurück, wo im September der Kleinkrieg wieder aufloderte. Am 25. schlug er den General Barton bei Frederiksstad im Norden von Potchefstroom, überschritt am 27. bei Parys den Vaal, entsandte ein Detachement gegen Frankfort, wo es am 3. November auf den Gegner stieß, brachte am 5. bei Bothaville dem Obersten Le Gallais eine Niederlage bei, vereinigte sich bei Heilbron mit der anderen Abteilung wieder und stieß über Lindley, Senekal und Thabanchu auf Dewetsdorp vor, dessen Garnison er am 24. November zur Uebergabe zwang. Am 27. und 30. November, sowie am 2. Dezember hatte er Gefechte mit dem ihn verfolgenden General Knox, überschritt den unteren Caledon River, wurde durch die Gegner auf dem südlichen Ufer des Oranje am Ueberschreiten dieses Flusses verhindert und wandte sich deshalb über Rouxville wieder nordwärts. Am 22. Dezember wurde er bei Senekal zurückgeworfen, nahm aber nach kurzer Zeit den nordwärts gerichteten Marsch wieder auf, hatte am 8. Januar 1901 bei Lindley wiederum ein Gefecht, ging nördlich von Kroonstad über die Bahn Bloemfontein-Vereeniging, zog sich aber alsbald bei Holfontein über die Bahn zurück, durchbrach am 23. bei Ventersburg, am 30. und 31. durch siegreiche Gefechte bei den Tabakshügeln zwischen Bloemfontein und Smaldeel die Reihen des Gegners, wandte sich bei Helvetia westlich und überschritt am 10. Februar bei Zand Drift den Oranje. Während er selbst den Marsch auf Philippstown richtete, schickte er ostwärts eine Abteilung auf Colesberg. Am 15. querte er bei Baartmanns Siding, nördlich vom Depotplatz De Aar die Kimberleybahn, von dem Obersten Plumer und dem General Crabbe hart bedrängt, und suchte im Gelände zwischen Hopetown und Prieska dem von Calvinia heranrückenden Kommandanten Hertzog die Hand zu reichen. Am 16. traf die Brigade Bruce-Hamilton nach einer Reihe von Gewaltmärschen aus Kroonstad bei De Aar ein, General Knox überschritt den Oranje, und aus dem Westen der Kapkolonie erreichte Oberst Delisle an diesem Tage Carnarvon. Nachdem De Wet am 22. bei Reads Drift und Marks Drift vergeblich versucht hatte, den durch Regengüsse stark angeschwollenen Oranjefluß zu überschreiten, wandte er sich stromaufwärts, querte die Kimberleybahn am 25. zwischen Kraukuil und Oranjeriver Station zum zweitenmal und erreichte Petrusville, nun auch von der berittenen Infanterie Thorneycrofts von Südwesten her bedroht. K. W.

Die Uebergabe von Bergedorf. Das Bild, eine Ehrengabe der Stadt Bergedorf für das neue Rathaus in Hamburg, stellt die Uebergabe der Feste Bergedorf nach der Eroberung durch die Lübecker und Hamburger Truppen im Jahre 1420 dar. Bis dahin gehörte Bergedorf zu Sachsen-Lauenburg. Der gemeinsame Besitz der „Landherrenschaft" Bergedorf, bestehend aus der Stadt gleichen Namens, dem Kirchdorf Geesthacht und den bekannten sogen. „Vierlanden", durch Hamburg und Lübeck währte bis 1867; in dem genannten Jahre brachte Hamburg das Anrecht Lübecks durch Kauf an sich. — Die Lübeckische Chronik des Franziskaner Lesemeisters Detmar erzählt über die Eroberung folgendes: „De van Lubeke unde van Hamborch beleden dat slot Bergherdorpe dre daghe vor sunte Marghareten unde hadden in ereme here by achte hundert wapene to perde unde twe dusent to vote unde dusent schutten. Do se dar erst vorquemen, do branden se dat wikbelde unde nemen wat dar was; darnach stormeden se dat slot myt bussen veer ganse daghe, dat de uppe deme slose weren nene rouwe konden hebben, unde schoten de huse entwey in muren unde in daken. Mer in deme veften daghe des morghens terden se dat bolwerk unde brenden dat. Do mußten de darbynnen weren van noet weghen wyken bynnen de muren des slotes; tohand volgheden de stede bynnen dat bolwerk unde begunden to stormende de muren. Do se dat seghen up deme slote unde merkeden, dat se dat slot nycht langhe holden kunden unde hertich Erik se nicht konde entsetten, do gheven se dat slot den steden myt sodanen underschede, dat se mochten afghan vryg mit beholdinghe eres gudes. Dit beleveden de stede. Aldus ghingen daraf by vertich mannen unde antwerdeden de slote den borgemesteren her Jordan Plescowen von Lubeke und her Hinrik Hoyer van Hamborch, Altohand ghingen se darup unde steken darnt ere banre unde setteten hovedlude darup, dat se dat bewarden to truwer hand der stede." Aus dem vortrefflich komponierten Bilde F. Grotemeyers mit den gewaltigen Mauern im Hintergrunde sehen wir den Parlamentär der Belagerten, wie er den Bürgermeistern des feindlichen Heeres den Schlüssel überreicht.



C. Appenzeller, ein schweizer Philanthrop †.

Caspar Appenzeller †. In Locarno hat kürzlich ein hochbetagter Greis sein Leben abgeschlossen, um den im Schweizerlande eine zahlreiche Gemeinde trauert, von denen viele seine Wohlthaten genossen, viele ihm ihr Lebensglück zu verdanken haben. Dieser Mann ist der ehemalige Züricher Seidenhändler Caspar Appenzeller. Er, der in seiner Jugend selbst einst das karge Brot der Armut gegessen, hat es sich als reich gewordener Kaufmann zur Lebensaufgabe gestellt, die Not der Armen zu lindern. Sein Hauptzweck war die Gründung und Unterhaltung von vier Erziehungsanstalten, in denen arme Kinder unterrichtet und für ihren Broterwerb vorbereitet wurden.



Ein Menschenkenner. „Wie machst Du's nur, Edgar, daß Du bei Deinen Patienten so beliebt bist?" — „Ganz einfach! Den eingebildeten Kranken versichere ich, daß sie sehr krank, den wirklich Kranken, daß sie ganz gesund sind!"

Der Trost. „Es ist doch traurig, daß Sie Ihren Mann so schnell verlieren mußten!" — „Ja, allerdings, ich hab' nur den einen Trost, daß ich jetzt weiß, wo er seine Nächte zubringt."

Sicheres Zeichen. Klara: „Emma muß über mich geklatscht haben!" — Toni: „Woraus schließt Du denn das?" — Klara: „Nun, als ich sie heute traf, hat sie mich zweimal geküßt!"

Die Bienen von Rietgen. In einem thüringischen Kirchenbuche findet sich folgende Thatsache verzeichnet: „Als der Oberst Götze im Jahre 1637 auf seinem Zuge nach Erfurt das Unstrutthal passierte, fielen Marodeurs in das Dorf Rietgen, und suchten zuerst das dortige Pfarrhaus zu plündern. Die Magd war allein anwesend. Als die Unholde zu plündern begannen, lief das resolute Frauenzimmer in den Garten an das Bienenhaus, warf mehrere Bienenkörbe in den Hausflur und verkroch sich dann in einem Heuhaufen. Die Marodeurs, von den erzürnten Bienen fürchterlich zugerichtet, standen von ihrer Plünderung ab und suchten das Weite." K.

Eines deutschen Mannes Freimut. Im Beisein des berühmten Ministers Stein, anderer guter Patrioten und einigen jungen Offizieren erzählte eines Tages der Herzog Karl August von Weimar, Goethes Freund und Gönner, eine Menge anstößiger Geschichten und sagte endlich zu Stein: „Er habe auch nicht immer wie Josef gelebt." — „Wenn das wäre," entgegnete dieser, den solche Reden schon lange entrüsteten, „so ginge das niemand etwas an; aber so viel steht fest, immer habe ich Abscheu vor schmutzigen Gesprächen gehabt, und halte es nicht für passend, daß ein deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren zum besten giebt." — „Der Herzog verstummte," berichtet Ernst Moritz Arndt, ein Zeuge dieses Auftrittes, „und es erfolgte eine peinliche Totenstille. Endlich fuhr sich der Herzog über das Gesicht und setzte, als sei nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort; den Anwesenden aber war heiß und kalt geworden." St.

Uebertriebene Freigebigkeit. Jakob I. von England, als König von Schottland der IV., war oft freigebig bis zur Verschwendung. Einer seiner Lieblinge sah einst eine große Summe Geldes in den königlichen Schatz tragen und äußerte sich gegen einen andern Höfling, daß ihn der Besitz des Geldes ganz glücklich machen würde. Der König, der dies hörte, ließ auf der Stelle dem Günstling die ganze Summe schenken. Seine Freigebigkeit setzte ihn aber öfters selbst in Verlegenheit. So fuhr er eines Tages spazieren und ward mitten in den Straßen Londons wegen einer Summe Geldes, welche der Hofsattler von ihm zu fordern hatte, von den Gerichtsdienern angehalten. Die Leibwache des Königs wollte letztere in die Flucht jagen, aber der König verbot es, bezahlte die Schuld und sagte: „Wer Gesetze giebt, muß sie auch achten."



Ein vorzüglicher Dünger für Topfrosen ist Ofenruß, der in kleinen Mengen auf den Erdballen gestreut oder unter das Gießwasser gemischt wird.

Die Tomate liebt einen recht nahrhaften, aber lockeren und durchlässigen Boden, stagnierende Nässe erträgt sie schlecht, auch frischer, unverrotteter Stalldünger sagt ihr nicht zu, wohl aber gut verrotteter Dung und nach der Blüte öftere leichte Dunggüsse.

Die Bodenbretter der Bienenstöcke sollten im Frühjahre mindestens einmal mit Karbolwasser gewaschen werden. Das Bestäuben des Bodenbrettes mit einer stark riechenden Flüssigkeit, Apiol, Melissengeist 2c. thut bei raubendem Volke sehr gute Dienste.

Das Entfernen von Fettflecken aus Stoffen mittels Benzin. Meist geschieht dies auf ganz verkehrte Weise, gewöhnlich wird mit Benzin angefeuchtet und dann mit einem Tuche nachgerieben. Dabei wird das Fett zwar von dem Benzin gelöst und auf einen größeren Raum verteilt, aber keineswegs entfernt, wodurch der häßliche Rand entsteht. Der Benzin verflüchtet sich und läßt das nicht flüchtige Fett da, wo es ursprünglich war, zurück, nur mit dem Unterschiede, daß der Fleck noch größer geworden ist. Da durch das Reiben die Wollhaare mehr oder weniger von dem Zeuge entfernt werden, so zeigen sich später bei auffallendem Staube die Flecken noch mehr. Das einzig richtige Verfahren, den Fleck zu beseitigen, besteht darin, daß man einen Bogen gewöhnliches graues Löschpapier dreimal zusammenlegt, auf dieser Papierlage die Fleckstelle glatt ausbreitet, tüchtig mit Benzin einnäßt, mit einer zweiten Lage von Löschpapier sofort bedeckt und mittels eines kalten Bügeleisens oder mit der Hand derb preßt. Alles Fett wird hierdurch gelöst, samt dem Lösungsmittel von dem Papier aufgesogen und somit vollständig aus dem Zeuge entfernt.

Ueber die Gefährlichkeit der Schultinte. Wie die bakteriologische Versuchsanstalt anläßlich einer Untersuchung von Tinten auf deren schädliche Bestandteile festgestellt hat, finden sich in den meisten Tinten Schimmelpilze und andere gesundheitsschädliche Bakterien in Masse vor, namentlich in solchen Tinten, welche nach jedesmaligem Gebrauch nicht sogleich wieder zugedeckt werden. Kleine Tiere, wie Meerschweinchen, Mäuse und Ratten u. s. w., welchen solche Pilze eingeimpft wurden, gingen schon nach wenigen Tagen zu Grunde. Hieraus erklären sich die traurigen Vorkommnisse, daß unbedeutende Stiche mit einer in Tinte getauchten Feder Blutvergiftung und den Tod der betreffenden Person zur Folge hatten. Viele Kinder haben nun die üble Gewohnheit, die Tintenfeder in den Mund zu nehmen und sogar abzulecken, wodurch die Pilze und Bakterien durch den Speichel in den Magen gelangen und dort, wenn auch nicht direkt eine Blutvergiftung, so doch den Keim zu gefährlicher Krankheit legen können. Andere gedenken, wenn sie in der Schule oder zu Hause einen Tintenklex ins Heft gemacht haben, die Sache dadurch in Ordnung zu bringen, daß sie ihn sogleich ablecken. Daher ist es Pflicht der Lehrer und auch der Eltern, ihre Kinder schon früh auf die Schädlichkeit, ja Giftigkeit mancher Tinten aufmerksam zu machen und ihnen diese Unart bei Zeiten abzugewöhnen.

Silbenrätsel.

Nachstehende 48 Silben:
a, al, beck, bro, chi, co, e, ein, el, es, fer, gen, ger, ha, hal, hen, ho, i, jas, ki, ko, ko, laus, le, le, le, lern, lon, li, me, min, mo, na, ne, ni, no, nord, o, pen, rah, ri, sa, schie, so, strand, tai, ul, zol,
sind zu neunzehn Wörtern zu vereinigen, welche bezeichnen: 1) Eine europäische Hauptstadt. 2) Ein früheres Längemaß. 3) Einen Zierstrauch. 4) Eine Ordnung der Säugetiere. 5) Einen Fluß in Spanien. 6) Eine Insel an der Nordseeküste Schleswigs. 7) Einen Baum. 8) Einen berühmten altgriechischen Gesetzgeber. 9) Eine biblische Person. 10) Einen Fluß Südamerikas. 11) Eine deutsche Universität. 12) Einen der Hauptheiligen der griechischen Kirche. 13) Einen nordischen Volksstamm. 14) Ein Gestein. 15) Einen südamerikanischen Freistaat. 16) Ein berühmtes Fürstengeschlecht. 17) Ein Gebirge Asiens. 18) Eine Schlingpflanze. 19) Eine Stadt in Hannover. — Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben ergeben zwei inhaltlich verwandte Sprichwörter. H. Vogt.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Charade: Leu, Mund, Leumund. — Des Homonyms: Schimmel.
Des Logogriphs: Zulage, Zusage.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.